

(Nachdruck verboten.)

20) Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Zwischen den beiden Engländern entspann sich eine Dominopartie, bei der man nichts weiter hörte, als das die Bahne stumpf machende Klappern der Dominosteine auf der Marmorplatte des Tisches, kein gesprochenes Wort, keinen Scherz, kein Lachen, nichts, was das Spiel mit dem munteren Leben eines Spiels umgab: eine Partie, die von leidenschaftslosen Geberdenmenschen gespielt zu werden schien.

Gianni beobachtete die Ringe, die er aus seiner Pfeife blies, wie sie, sich erweiternd und zerfließend, bis zur Decke emporstiegen, und Nello, der anfangs lachend einem der Spieler Ratschläge gegeben hatte, die diesen verlieren ließen, dann durch freundschaftliche Rüsse in die Seiten vom Spiel weggewiesen war, rauchte seine Zigaretten, die Augen mit den Bildern eines Festes der „Illustration“ beschäftigt.

Zwischen diesen nahe zusammenstehenden Tischen, die ganz mit Leuten besetzt waren, die einander kannten, mit Clowns, Reitern, Barterregymnastikern und Luftgymnastikern, fand keine Konversation statt, nicht einmal irgendein vertrauliches Zwiesgespräch in einer entlegenen Ecke. Diese Gymnastiker, und zumal die Clowns, die Künstler mit dem Beruf, das Publikum mit den Hosen und der Komik ihrer Gliedmaßen zu amüsieren, weisen auch ihrerseits jene trübe Gemütsstimmung auf, wie die Komiker der Bühne. Und mehr noch als jene, mögen sie nun Engländer oder Franzosen sein, sind sie von einer eigentümlichen Vergeschlossenheit. Ist es die Ermüdung von ihren anstrengenden Übungen, ist es die tägliche Lebensgefahr, der sie sich ausgesetzt haben, was sie so still und trübe stimmt? Nein, es hat einen anderen Grund. Wenn diese Künstler aus dem Fieber ihrer Arbeit heraus sind, wenn sie ruhen, wenn sie nachdenken, tritt ihren Erwägungen in jedem Augenblick die Befürchtung nahe, daß jene Gewandtheit und Kraft, von der sie leben, plötzlich durch irgendein physisches Leiden, ein bloßes Rheuma, die geringste Kleinigkeit, die in der Maschine ihres Körpers in Unordnung gerät, vernichtet werden kann. Sie denken überdies und oft daran — ja, es ist dieser Gedanke ihr ständiger Begleiter — daß die Jugendfrische ihrer Muskeln und Nerven eine nicht ferne Grenze hat, daß lange vor ihrem Tode ihr Körper dem Beruf, dem sie leben, den Dienst versagen wird. Sodann sind zahlreich unter ihnen die sogenannten „Démolis“: Künstler, die im Laufe ihrer Karriere ein paar schwere Fälle getan, Fälle, deren einer oder der andere sie vielleicht Jahr und Tag ans Bett gefesselt, und die jetzt, anscheinend vollständig wiederhergestellt, doch in ihrer Gesundheit so weit geschädigt sind, daß sie zur Ausübung ihrer Produktionen einer Kräftanspannung bedürfen, welche sie aufreißt und deren geheimes Verständnis sie mit Schwermut erfüllt.

Sochen betrat ein Clown das Café, der für die Rolle des Affen in einer Boulevard-Feerie engagiert war, und der, kleine rosenfarbene Mützelchen aus seiner Tasche nehmend, jedem seiner Kollegen davon gab, indem er ihnen mit vergnügter Miene und in vertraulicher Weise mitteilte, daß er heute morgen Gebatter gestanden habe; dann nahm er neben Gianni Platz und fragte ihn:

„Ge, was haben wir jetzt in Arbeit?“

„Was ich in Arbeit habe?“ wiederholte Gianni. „Nun noch immer das horizontale Tragen des Körpers bei dem Schwunge nach vorwärts in der Niesenwelle. Das Aufhalten des Körpers bei dem Schwunge nach rückwärts ist eine Spielerei . . . man hat, um die Arme zu unterstützen, die Anspannung des Unterstachelmuskels und des Oberstachelmuskels, weißt Du . . . während, wenn es sich um das Berserkergamen des Schwunges nach vorwärts handelt, nichts von dem da ist, nichts als die Luft, mein Lieber! . . . Es ist jetzt schon eine hübsche Reihe von Monaten, daß ich daran arbeite . . . und ich habe einigermaßen Respekt vor all den Monaten, welche es vielleicht noch kosten wird, das Ding fertigzubringen . . . Es gibt in unserem Geschäft so viele Sachen, die man im Nu einmal fallen lassen muß bevor man damit zustande gekommen . . . und bevor man sein bißchen Effekt beim

Publikum erzielt hat . . . Ah, nun, dann muß man es eben mit etwas Anderem versuchen.“

Und Gianni hüllte sich in das Schweigen der übrigen.

Die Dominopartie wurde soeben beendet und der große dürre Clown, der die gesamten Zeitungen durchgesehen, lehnte den Kopf in seiner in sich vertieften, nachdenklichen Weise an das Verhältnis für Journale, die ihm bei seinen Kollegen den Beinamen des „Benfleur“ verschafft.

Plötzlich richtete er den Oberkörper ein wenig empor, und wie unter dem Einfluß einer ihn überkommenden Inspiration, die durch keinerlei Aeußerung der anderen Clowns irgendwie motiviert war, begann er mit lauter Stimme:

„O, jämmerlich, ganz jämmerlich, durch und durch jämmerlich sind unsere europäischen Zirkus, meine Herren! . . . Sehen Sie sich einmal die Zirkus in Amerika an . . . den „Schwimmenden Zirkus“ auf dem Mississippi mit seinem Amphitheater für zehntausend Zuschauer, einem Stall für hundert Pferde, Schlafzimmern für die Artisten, Diener, das ganze Gefolge . . . und immer vor ihm hereilend sein „Paradiesvogel“, ein kleiner Dampfer, mit dem Geschäftsführer, der für die Anzeigen, die Beschaffung des Futtermaterials, die Landungsplätze die Herstellung der Umzäunungen und der Eingangs-Vorhallen zu sorgen hat . . . und vierzehn Tage lang vorher Affischen! . . . Oder was meinen Sie zu dem umherziehenden Zirkus der „Großen ambulanten Messe“ . . . von diesem Zirkus mit seinen 12 übergoldeten Wagen, einem Musentempel, Funotempel, Herkulestempel, seinen drei Orchestern, seiner Dampforgel . . . ja, ja, meine Herren, einer Dampforgel, sage ich . . . mit seinem Paradeauszug in jeder Stadt, der eine Strecke von drei Kilometern lang ist und bei dem während des Zuges Automatengymnastiker und lebende Gymnastiker die brillantesten Arbeiten auf dem fahrenden Wagen ausführen . . . O, jämmerlich, ganz jämmerlich, durch und durch jämmerlich sind unsere europäischen Zirkus!“ wiederholte der „Benfleur“, die Tür öffnend und im Hinausgehen den Schluß seiner Rede auf den Boulevard hinausklappend.

Ueber seiner neuen Produktion, der Produktion, die zu finden seit seiner frühesten Jugend Gianni Ziel war und die Namen der beiden Brüder den Annalen der modernen olympischen Feste neben dem Namen eines Rotards, des Königs der fliegenden Trapeze, neben dem Namen eines Aéro, des Kugelmenschen, einreihen sollte — über dieser Produktion brütete er, nach ihr suchte er mit der Geistesanspannung eines Mathematikers, der mit der Lösung eines Problems beschäftigt ist, eines Chemikers, der einen Farbstoff, eines Musikers, der eine Melodie, eines Ingenieurs, der eine neue Konstruktion in Eisen, Holz oder Stein sucht. Er hatte mit diesen, gleichsam von einer fixen Idee beherrschten Leuten deren Heritreue gemein, das Vergessen der Wirklichkeit um ihn her, das unbewusste Entschlüpfen ganz laut geäußelter Worte beim Dahinschreiten durch die Straßen: Bruchstücke eines Selbstgesprächs, welches auf dem Bürgersteige die Vorübergehenden sich umdrehen und dem Sprechenden nachblicken läßt, der sich, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, den Oberkörper nach vorn gebeugt, langsam entfernt.

In seinem ganzen Geistesleben gab es kein Verständnis von Zeit mehr, keine Wahrnehmungen von Wärme und Kälte, von all den kleinen subtilen Einflüssen der Außenwelt und der nächsten Umgebung auf einen wachen Körper. Seine physische Existenz, ihre Handlungen und Funktionen schienen sich bei ihm als die Ergebnisse eines in Gang befindlichen fortwährenden Mechanismus zu vollziehen, der für eine bestimmte Zeit aufgezogen ist, und ohne daß derselbe in irgendwelcher geringsten Beziehung zu seinem inneren Leben stände. Es währte lange, bis er das, was man zu ihm sagte, verstand, als ob die Worte mit zu leisem Klange oder aus zu großer Entfernung zu ihm drängen, oder vielmehr, als habe er sein eigenes Innere verlassen und bedürfe der Zeit, erst wieder in dasselbe zurückzukehren, um zu antworten. Ganze Tage brachte er im Kreise seiner Umgebung, ja selbst im Kreise seiner Kollegen so in sich selbst verloren zu, gedankenverfunken, mit dem Geist ins unbestimmte Weite schweifend, bis ihnen halb beschliefen hinaelnd und mit ferneilich dem

leisen Meeresrauschen in den Ohren, das die großen Muscheln des Ozeans auf unseren Rippen für immer beibehalten.

Giannis Gehirn war in unablässiger Arbeit bemüht, einen Apparat zu erfinden, der ihm gewisse als unmöglich betrachtete Dinge ausführbar machen, eine kleine Durchkreuzung der Naturgesetze sein sollte, welche er, der einfache Zirkusclown, unter dem Zweifel und dem Erstaunen aller, als der erste durchgesetzt! Und das Unmögliche, das sein Ehrgeiz dabei als Leistung ins Auge fassen wollte, sollte etwas wirklich Großes, fast Uebermenschliches sein, er verwarf das im gewöhnlichen, allgemeinen, landläufigen Sinne „Unausführbare“, verwarf die Produktionen des Equilibristen und Gymnastikers wie er selbst war, bei denen ihm das äußerste an Equilibre und Gewandtheit erreicht schienen, und mit stolzer Verachtung wandten sich bei seinem Grübeln seine forschenden Blicke von den üblichen Stühlen, Leitern, Kugeln und Trapezen ab.

Schon so manches Mal hatte Giannis Ehrgeiz sich seinem Ziele nahe geglaubt, somanches Mal sich überredet, die Möglichkeit der Verwirklichung in einer jäh emporgeschossenen Idee vor sich zu sehen, hatte so manches Mal die kurze Freude des vermeintlichen Friedens und der wohnigen siederhaften Erregung eines solchen Momentes gehabt; allein schon bei dem hurtigen Aufspringen von seinem Lager, schon bei dem Hineilen zum ersten Versuch der Ausführung, hatte er sich niedergeschlagen überlegen müssen, daß er geirrt, daß er einen hindernden Nebenumstand übersehen, ihm bei dem raschen, hitzigen, begeisterten Fassen einer Idee eine Schwierigkeit entgangen, welche das Ganze mit einem Mal wieder ins Nichts zurückwarf, in das gemeinsame Grab so vieler vorausgegangener anderer Pläne, so schnell gestorben wie sie geboren worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Dezember.

Der letzte Monat des Jahres ist für den Garten der stillste. Es ruht jetzt unter gewöhnlichen Verhältnissen fast alle Arbeit; wer aber, wie Prieble, gewohnt ist, sich gern draußen zu beschäftigen, sich in freier Luft zu stärken und zu stärken für die harte Berufsarbeit, und wer schließlich, wie er, auch ungünstigen Witterungsverhältnissen, so einem gelegentlichen Schneegestöber, einem kalten Regengusse und rauhen Winden standhält, wird immer hie und dort Gelegenheit zu praktischem Eingreifen finden.

Nach vorübergehender milder Witterung ist wieder frostiges Wetter eingezogen, das vielleicht andauern wird. Wenn wir uns den Frost aus der zweiten Hälfte des vorigen Winters, die starken Schneefälle und im Zusammenhang damit die schweren Schäden ins Gedächtnis zurückrufen, welche schädliche Nagetiere, geleitet vom Selbsthaltungstrieb, in unseren Pflanzungen verursachten, so werden wir jetzt den nächsten freien Sonntag dazu benutzen müssen, um zunächst die Umzäunungen der Grundstücke auf ihre Dichtigkeit zu prüfen. Da gibt es bei älteren und primitiveren Bäumen an allen Ecken und Enden auszubessern, um die Gärten den Kaninchen und Feldhasen unzugänglich zu machen. Gegen Matten und Mäuse gibt es freilich keinen sicheren Zaun; sie schlüpfen durch enge Spalten und wissen sich auch durch den Erdboden ihren Weg zu bahnen. Gegen diese Schädlinge geht man mit automatischen Fallen vor, in welchen sich Wüdlinge bezw. Wüdlingslöcher als vorzügliche Nahrung erwiesen haben, oder man bekämpft sie mit den neuerdings auftommenden Typhusbazillen, die am besten in allen Parzellen einer Kolonie gleichzeitig zur Anwendung gelangen. Diese für Menschen, Hausgeflügel und Singvögel absolut unschädlichen Präparate bringen allen Nagern den Tod. Das bakteriologische Institut der Landwirtschaftskammer für die Provinz Sachsen in Halle stellt das sogenannte Rattin her, das gleichnamige Institut für die Rheinprovinz in Bonn die Rattentypusbazillen. Weiden Mitteln, die, bei frostiger Witterung angewendet, am wirkungsvollsten sind, wird genaue Gebrauchsanweisung beigegeben.

Wenn gute Witterung und frostfreier Boden Erdarbeiten gestattet, dann kann man Dünger auf leere Gartenbeete ausbreiten und diese graben, den diesjährigen Komposthaufen umarbeiten, damit wieder Luft und Frost Zugang haben, was die Zersetzung beschleunigt. Es wird dann in den meisten Fällen vorteilhaft sein, dem Komposte etwas Kalk beizumischen. Das Graben im Winter ist nur in leichtem Sand und in sandigem Moorboden möglich, Bodenarten, die für hiesige Verhältnisse fast ausschließlich in Frage kommen. Schwerer, lehmhaltiger Boden kann sachgemäß nur bei trockener Witterung bearbeitet werden, weil er sich, wenn übermäßig mit Wasser gesättigt, in dicken Klumpen nicht nur an den Fußsohlen des Arbeitenden festsetzt und die Füße wie mit

Zentnergewichten belastet, sondern auch jäh am Spaten haftet und das Arbeiten ungeheuer erschwert.

Die langandauernde milde Witterung ist dem Wachstum verschiedener Wintergemüse, in erster Linie dem Feldsalat, Winter-spinat, sowie dem Grün- und Rosenkohl, außerordentlich vorteilhaft gewesen. Von diesen Gemüsen kann jetzt nach Bedarf geerntet werden, sie gelangen also direkt vom Garten in die Küche. Vom Feldsalat sticht man nur ganze Pflanzen aus, die dann in der Küche zerlegt werden, vom Spinat pflückt man die entwickeltesten Blätter, vom Rosenkohl schneidet man die ganzen Blattschöpfe ab, während beim Rosenkohl die in den Blattachsen sitzenden Köbchen von unten her nach und nach abgenommen werden. Die beiden letztgenannten Gemüseerzeugnisse liefern viel Abfall an Grünzeug, welches ein gutes Kaninchenfutter ergibt; läßt man ihre Stübe im Boden, so treiben sie im Frühjahr aus und die jungen Schosse ergeben dann ein weiteres sehr zartes Gemüse. Im allgemeinen sind die meisten Gemüsearten nicht so frostempfindlich, wie man anzunehmen geneigt ist. Wenn die Kälte nicht gar zu streng wird, kann man Karotten, Rettiche und selbst Zwiebeln draußen überwintern, wenn nötig unter guter Laubdecke. Dieses Verfahren ist besonders empfehlenswert für zarte Karotten, die erst anfangs Juli ausgefüt wurden und noch nicht sehr starke Wurzeln gebildet haben. Mit Eintritt strenger Kälte werden die Karottenbeete reichlich mit Laub oder kurzem Dung bedeckt, so daß sie nicht einfrieren. Dann kann man während des ganzen Winters die Wurzeln nach Bedarf dem Boden entnehmen; sie unterscheiden sich weder im Aussehen noch im Geschmack von den sehr teuren, im Winter unter Glas gezogenen Pariser Treibkarotten. Auch Sellerie und Porree oder Breitlauch sind ziemlich winterhart; namentlich von letzterem gibt es Sorten, die dem strengsten Froste standhalten, doch muß man von beiden immer einen kleinen Vorrat im Keller einschlagen, um stets etwas als Suppengrün und Würze zur Hand zu haben, da bei fest gefrorenem Erdreich ein Ausnehmen aus dem freien Lande unmöglich wird. Wo man aber draußen Gemüse, entweder freistehend oder in sogenannten Nieten überwintert, da muß man in erster Linie darauf bedacht sein, sich die lästigen Nagetiere vom Hals zu halten, die es ganz besonders auf Rosenkohl, Karotten und ähnliche bessere Sachen abgesehen haben.

Die im Keller eingeschlagenen Gemüse, wie Kopfkohl, Blumenkohl, Endiviasalat und andere zeigen jetzt natürliche Neigung zum Faulen, und das um so mehr, je feuchter und dumpfer der Keller und je mehr bei vorherrschend milder Witterung ein reichliches Lüften verjäumt wird. In Zwischenräumen von 10—14 Tagen muß man das in den Kellern gelagerte Gemüse durchsehen und durchputzen, d. h. alles Faulende entfernen. Daneben gebrauchen wir noch die Vorsicht, diejenigen Köpfe, die am meisten Neigung zum Faulen zeigen, zu allererst im Haushalte aufzubrauchen und die geänderten für den späteren Bedarf zurückzuhalten.

Alle die vorstehend erörterten Arbeitsmöglichkeiten genügen aber Herrn Prieble nicht, er sucht nach weiterer Betätigung im Freien aus, um sich in freier Winterluft gründlich auszuarbeiten, und um seine gärtnerischen Kenntnisse zu erweitern. Herr Prieble hat es nämlich jetzt richtig erfaßt, daß auch jede Betätigung außerhalb des erlernten Berufes, selbst wenn sie mehr des Sportes als des Verdienstes halber betrieben wird, gelernt sein muß. Er kann es nicht begreifen, daß sich Hunderte und Tausende sonst verständige, arbeitsame und denkende Menschen, wenn sie eine Parzelle gepachtet oder ein Grundstück erstanden haben, sofort ohne jede Vorbereitung auf die Gartenarbeit werfen und ohne weiteres von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß sie die Sache ebenso gut, wenn nicht besser verstehen als jeder Berufsgärtner. Die Resultate dieser unnützen, durch keine Sachkenntnis getriebenen Arbeit sind dann in den meisten Fällen die denkbar traurigsten. Wohl sagt man, daß Probieren über Studieren geht, aber das fortgerückte Tappen im Dunkeln verschlingt ein ungeheures Gehgeld, viel Arbeit wird nutzlos verrichtet und viel Hoffnung begraben, bis endlich eine gewisse Erkenntnis kommt, die erste bescheidene Erfolge zeitigt. Wer all das schwere Gehgeld, das andere nutzlos aufwenden müssen, all die entmutigenden Enttäuschungen, die die gärtnerische Unkenntnis so oft zur Folge hat, umgehen will, der verwende die langen Winterabende auf das Studium eines guten Gartenbuches und lasse sich an freien Sonntagen von denjenigen belehren, die ihre Scholle bereits mit Erfolg bearbeiten. Herr Prieble hat sich eifrig durch Selbststudium weitergebildet und arbeitet nun an freien Sonntagen bei einem guten Freunde, den er Krösus nennt, weil dieser weit hinter Eggersdorf einen eingezäunten Acker besitzt und dort Obstbäume angepflanzt hat, die nun endlich nach 5 banger Jahren am Anfang der Ertragsfähigkeit stehen. Da hat nun Prieble gesehen, wie ein Kern- und wie ein Kleinobstbaum geschnitten bezw. ausgelichtet werden muß, um zu gedeihlicher Entwidlung zu gelangen, wie man jetzt Krone für Krone nach bösen Schädlingen durchsucht, die Hauptnester des Goldäfers abschneidet, die mit den Eierlingen des Ringelspinners behafteten Zweige entfernt und auch hier und da einzelne, an den Ästen sitzende Winterruppen und Puppen abjucht und alle diese Schädlinge am besten durch Verbrennen vernichtet. So ein kaum einen halben Zentimeter breiter, aus sorgfältig aneinandergelitteten Eierchen bestehender Eierling des Ringelspinners enthält weit über 100 Eier dieses Schmetterlings. Aus diesen Eiern entschlüpfen im Frühlingsanfang winzige Nüppchen, die sich in den ersten Tagen noch dicht zusammenhalten, mit fortschreitender Welaubung aber über die

Krone ausbreiten und dann in kürzester Frist diese vollständig laßl freisen. In diesen und in anderen Fällen heißt es jetzt, das Uebel mit der Wurzel ausrotten. Bei sorgfältiger Beobachtung wird man hier und da auch ganze diesjährige junge Triebe wie mit Schießpulver bedeckt finden. Diese pulverähnlichen Körnchen sind die Wintererier bössartiger Blattläuse, während graublauer wolliger Flaum auf die Anwesenheit von Blattläusen hindeutet. Durch Bepinseln mit 10proz. Obstbaumkarboleumlösung mit verdünntem Tabakextrakt oder auch mit Petroleum tötet man diese Schädlingsbruten. Gegen die meisten Schädlinge muß sich der Züchter selbst helfen. Denn die gesiederten Säger meiden alle Blattläuse und alle behaarten Raupen. Es kann immer und immer wieder nur der Rat erteilt werden, die Ausgabe für ein gutes, wenn auch nur billiges Buch nicht zu scheuen. Ein Buch, das sich speziell an den Anfänger wendet, ist das „Praktische Taschenbuch für Gartenfreunde“. Preis gebunden 2,50 M., Verlag von Paul Parey, Berlin, Hedemannstr. 10 Hd.

Ist der Fuchs intelligent? *)

Daß der Fuchs, wie alle Hundarten, nicht sehr scharf äugt, dieser Sinn vielmehr bei ihm am schwächsten entwickelt ist, lehren viele Fälle aus der jagdlichen Praxis. Eines Nachmittags sah ich gelegentlich eines Spazierganges einen Fuchs aus einer Dichtung ins Feld hinaus schnürren, um dort der Mäusejagd obzuliegen. Aus bloßer Neugierde machte ich den Versuch, ihn ohne jede Deckung, den hinter meinem Rücken liegenden Wald ausgenommen, anzubirschen. Keine unterwandi im Auge behaltend und bei der geringsten Seitenbewegung des Fuchses regungslos stehen bleibend, schlich ich dem vor mir trabenden Vorkod behutjam nach. Da er oft stehen blieb und auf Mäuse lauerte, verringerte sich der Zwischenraum zwischen mir und dem arglosen Fuchs immer mehr. Es fiel ihm gar nie ein, auch einmal nach rückwärts zu sichern, denn von dort glaubte er sich außer Gefahr. So war ich ihm bis auf etwa 50 Schritt nahegekommen, als er sich plötzlich umwandte; er starrte mich einen Augenblick betroffen an, dann schnürte er beruhigt näher, als wäre es ganz selbstverständlich, daß der regungslose Gegenstand dort mitten im Feld kein Mensch sein könne! Er schien sich nicht zu erinnern, daß dieser auffällige Gegenstand nicht da war, als er vor einigen Minuten an derselben Stelle vorüberkam. So trabte Keinele näher und näher, sah mich, als er nur noch 20 Schritt entfernt war, von unten herauf wie prüfend an, ohne die Richtung zu ändern. Zuletzt aber merkte ich es ihm deutlich an, daß ihm nicht mehr ganz wohl bei der Sache war, und endlich kam er zu der Gewißheit, daß er hier wieder einmal bei all seiner Vorsicht hereingefallen sei, und sprang mit entsetzten Fluchten zur Seite. Damals dachte ich bei mir: der Fuchs ist dumm, sonst konnte ihm so etwas nicht passieren.

Im Mai 1908 stand ich in der Frühe an einem tags zuvor entdeckten Fuchsbau an, um die Fähe zu schießen. Gegen 5 Uhr kam ein halbes Dugend Jungfuchse aus dem Bau und begannen zu spielen. Sie waren beinahe schon von Raßengröße. Nach einer Stunde, während der mir die Zeit keineswegs lang geworden war, trabte auch die Fähe auf den Bau zu, jedoch ohne Beute. Ich ließ mich verleiten, spitz vorn auf die ohnehin durch Stangen gedeckten Fähe zu schießen. Sie überflog sich und wurde flüchtig, ohne daß ich einen zweiten Schuß anbringen konnte, da ich eine Wüchsfinte führte. Von den Jungen bekam ich drei Stück. Die übrigen entgingen dem Verderben. Nach 14 Tagen meldete mir ein Jagdaufseher, daß er in einem Dachsbau, der vorher nicht befahren war, wie ich mich selbst öfters überzeugt hatte, Jungfuchse vermutete. Als ich mit ihm den Bau aufsuchte, wurde dort ein alter Fuchs flüchtig, auf den ich nachher stundenlang vergebens anstand. Kein anderes Kennzeichen als ein paar winzige Federn verriet, daß der Bau vielleicht befahren sei. Wir, zwei Jagdaufseher und ich, gaben uns alle Mühe, den alten Fuchs oder wenigstens die Jungen zu schießen, da in jenem Hauptbau mit dem Hund oder mit Graben nichts zu machen war. Da aber weder ein junger noch ein alter Fuchs sich blicken ließ, glaubten wir schließlich, daß der Bau am Ende doch nicht befahren sei, und gaben unsere Vermutungen auf. Als wir aber in den folgenden Tagen bald eine verlorene Rebhühnerfeder, bald ein Stückchen Hafermehle fanden, die vor den Nöhren wie zufällig zerstreut lagen, schöpften wir doch wieder Verdacht. Ich merkte mir sichtlich jedes Federchen, jedes Vollstückchen, um Konstatieren zu können, ob diese verräterischen Zeichen sich mehren würden. Aber das Gegenteil trat ein: sie verschwanden. Endlich fand ich einige Schritte vom Bau entfernt eine Stelle, wo offenbar junge Fuchse sich herumgetrieben hatten, und als untrüglichen Beweis dafür auch Losung, die von bereits sehr starken Jungfuchsen stammen mußte. Am anderen Tag war auch diese verschwunden, also ohne Zweifel von der schlauen Fuchsin weggetragen. Nun mußte ich, daß ich es mit einem sehr schlauen Fuchs zu tun hatte, den eine schlimme Erfahrung so klug und vorsichtig gemacht, so daß

er das geringste verräterische Zeichen vom Bau forttrug, um das Versteck seiner Nachkommenschaft nicht zu offenbaren. Auch diese schien gründlich über die Gefahren ihres jungen Lebens belehrt zu sein, da sich nie einer der Jungfuchse vor dem Bau zeigte, obwohl wir viele Stunden lang lauerten. Diese Fähe hatte ohne Zweifel mit ihrem nicht mehr zahlreichen Geheiß — ich schätzte es auf 2 bis 3 Stück — an ihrem ersten Bau Malheur gehabt und nun diesen bezogen. Damals dachte ich nicht daran, daß es höchstwahrscheinlich dieselbe war, die ich einige Wochen vorher angeschossen und der Hälfte ihres Geheißs beraubt hatte. Heute bin ich fest davon überzeugt, obwohl die beiden Baue weit auseinanderliegen. Am nächsten Tag stand ich von morgens ¼ 4 Uhr an diesem Bau an und schoß die Fuchsin gegen 7 Uhr, nachdem sie bei ihrem ersten Erscheinen Wind von mir bekommen und diese unliebame Entdeckung zehn Minuten lang durch anhaltendes Wellen bekundet hatte. Einen der Jungfuchse fand ich bald darauf verendet, einen zweiten traf ich auf der Frühbirch an. Eine Rüde hatte sich ihrer nicht angenommen; sie waren aber bereits so stark, daß sie sich selbst ernähren konnten.

Aus diesen beiden Beispielen könnte man die widersprechendsten Schlüsse auf die intellektuellen Eigenschaften Keineles ziehen. Man muß sich jedoch vor Trugschlüssen hüten. Hätte ich aus der zuerst angeführten Beobachtung geschlossen, der Fuchs sei schwachsinzig, so hätte ich richtiger gehandelt als zu sagen, der Fuchs ist dumm. In der Tat darf man Keinele einen hohen Grad von Intelligenz nicht abschprechen. Schon in einem Punkt unterscheidet er sich von den meisten anderen Wildarten, wie Hase, Reh, Hirsch: bei unverhofften Begegnungen mit dem Menschen, bei plötzlich sich offenbarender Gefahr beweist er rasche Entschlossenheit, indem er, ohne auch nur einen Augenblick zu sichern oder zu fluchen, wie der Witz verschwindet, während jene Wildarten meistens einen Moment, manchmal auch viel länger — aber auch ein Moment kann ihnen schon verhängnisvoll werden — sich verblüffen lassen.

Kleines feuilleton.

Menschen bei der Arbeit im Schaufenster. Eine eigene Schaufensterkunst hat sich in den letzten Jahren entwickelt, ein eigener Beruf der Schaufensterdekorateure besteht, Unterrichtskurse für diese sind vorhanden, Kunstzeitschriften beschäftigen sich mit der Frage des Arrangements in den Auslagen, nicht für den Verkauf bestimmte Gegenstände kommen hinter die Spiegelscheiben, Automaten, Tiere, Statuen sieht man in den Auslagen, nur um eine kurze Raft im Stoken und Drängen des großstädtischen Betriebes dem mit der Zeit geizenden Publikum abzurufen. Schönes und Unschönes, Gleichgültiges und Sensationelles sehen wir als Anziehungsmittel hinter den großen Glasscheiben, die den Laden von der Straße trennen. Mächtig anziehend, aber nicht weniger aufreizend wirkt der immer wieder von neuem gemachte Versuch, Menschen, vor allem Menschen bei der Arbeit in den Schaufenstern zu sehen. Menschen als Reklamemittel sind jedem Großstädter bekannt. Der Sandwichmann und die Sandwichfrau gehören in Berlin wie in München, in Paris wie in New York zum Straßenbild. Sie wirken schon peinlich und mitteiliderregend, sie müssen, aber doch den Ausbeutern tiefster menschlicher Armut den gehofften Gewinn schaffen, denn sie tauchen immer wieder auf. Noch unangenehmer wirken auf viele Beschauer die Arbeiter und Arbeiterinnen, die genötigt werden, nicht in der Werkstätte oder Fabrik, sondern im Schaufenster einer großen Straße zu arbeiten, die Nähmaschine zu treten, zu stiden, Kleider zu puken, eine Maschine zu bedienen oder sonstwie sich zu betätigen. Nicht jeder Arbeiter wird sich dazu hergeben; selbst wenn ihn die Not treibt, wird er sich oft dagegen wehren, ja selbst beim erzwungenen Willen wird er dazu unfähig sein.

Der bekannte österreichische Nationalökonom Dr. Viktor Mataja, der Direktor des arbeitsstatistischen Amtes, veröffentlicht in der „Österreichischen Rundschau“ vom 1. Dezember einen umfangreichen Artikel über „Menschen und Tiere als Reklamemittel“. Er erzählt da von einem erfahrenen Schuhwarenerzeuger in New York, der den Wert der Bornaahme von Arbeitsleistungen im Schaufenster für den Zweck, Aufmerksamkeit zu erregen, sehr hoch anschlägt und er bemerkte:

„Nicht jedermann kann öffentlich arbeiten. Es bedarf einer Person mit guten starken Nerven und der Fähigkeit, die Gedanken zusammenzuhalten. Ich besitze in meiner Werkstätte Leute, die vorzügliche Arbeitskräfte sind, sie würden aber, wenn einer ungewöhnlichen Beobachtung unterstellt, versagen. Ein Mann, der unter den Augen des Publikums eine Maschine in vollem Tempo in Betrieb halten oder ein Bild malen oder kochen haben oder ein Gemd bügeln kann, ohne den Kopf zu verlieren, ist ein Künstler und für seinen Arbeitgeber um mehrere Dollar die Woche mehr wert als sein bescheidener nervöser Kollege.“

Menschen werden auch sonst im Schaufenster benutzt. So behauptet nach Mataja ein Geschäftsmann, daß es genüge, eine Dame ins Schaufenster zu setzen, die ein Stück Seife in der Hand hält, um von dieser Sorte 1½—2 Gros zu verkaufen. Ein Mann in St. Louis brachte es zu großem Ruf und Verdienst, weil er es vermochte, sich hinter dem Schaufenster so unbewegt zu verhalten, daß bei den Beschauern Zweifel entstanden, ob es sich wirklich um

*) Wir entnehmen diese Schilderung der von F. Bergmiller bearbeiteten neuen Ausgabe von „Diezels Erfahrungen auf dem Gebiete der Niederjagd“, die der Kosmosverlag (Stuttgart, Francksche Buchhandlung) für den Preis von 3,50 M. in einem starken Band von über 400 Großkaufseiten herausgibt.

einen Menschen oder um eine leblose Figur 'andle, was die Neugierde nicht wenig reizte. Man stellt auch Riesen, Zwerge oder sonstige Abnormitäten ins Schaufenster, um für diese Beachtung zu erzwingen.

Alle diese Verwendungen abhängiger Menschen zu Schauobjekten wirken auf viele Beschauer, vor allem auf die Arbeiter, mit Recht aufreizend. Ist die Verwendung menschlicher Arbeitskraft im Dienste der Ausbeutung eine mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung notwendig verbundene und deshalb begriffliche Erscheinung, so erscheint alles, was hierüber hinausgeht, so insbesondere die Arbeit, die weit weniger einem produktiven Zwecke als der Erweckung der Neugierde dient, als eine unwürdige Herabsetzung des Trägers der menschlichen Arbeitskraft.

Völkerkunde.

Indianerreligion. Nachdem die eingewanderten Europäer in Nordamerika die eingeborenen Indianerstämme nach Kräften auszurotten bestrebt gewesen sind, geben sich jetzt ihre Nachkommen wenigstens Mühe, die kümmerlichen Indianerreste künstlich zu konservieren oder doch in einem wissenschaftlichen Milieu festzuhalten. Die Indianerforschungen sind daher fast eine Modesache für amerikanische Gelehrte, wie das Beispiel der Staatsuniversität von Kalifornien zeigt, die eine ganze Reihe von Veröffentlichungen über die Religion, das Gesellschaftsleben und die Sprachen der kalifornischen Indianer geplant und teilweise schon herausgebracht hat. Nach einer jetzt erschienenen Arbeit von Kroeber huldigen die Indianer Kaliforniens einer Art von Animismus, einem Geisterglauben, der sich hauptsächlich in der Form von Naturgäuberei bewegt, wofür die Völkerkunde die Bezeichnung Schamanismus gebraucht. Besonders findet sich solcher Aberglaube bei den kalifornischen Indianern mit Bezug auf Krankheit und Tod. Bei den äußeren religiösen Verrichtungen spielen Gesang und Tanz immer eine große Rolle. Bei einem der Stämme ist eine besonders heilige Art von Tanz gebräuchlich, der nur von Frauen ausgeführt wird, und zwar betart, daß die Tänzerinnen bis zu den Hüften im Wasser stehen müssen. Die Medizinmänner, die eigentlichen Schamanen oder Zauberer, haben einen ganz einträglichen, aber keineswegs behaglichen Beruf, denn sie werden zuweilen, wenn sie mehrmals hintereinander mit ihrer ärztlichen Behandlung Unglück gehabt haben, von den Verwandten der verstorbenen Patienten zur Verantwortung gezogen, bei anderen Stämmen enden sie fast regelmäßig durch Mord, und bei noch anderen Volksgruppen dieser Indianer besteht die Sitte, daß der Zauberarzt sein Honorar zurückgeben muß, wenn seine Kur nicht auf die Dauer anschlägt. Es ist eigentlich bewundernswert, daß es bei diesen Indianern dann überhaupt noch Kerze gibt, denn bei uns würde wohl der ganze Kerzestand zur Auflösung kommen, wenn jenes Indianergesetz hier zur Durchführung kommen sollte. —

Geheime Jünglingsweihe in Deutsch-Neu-Guinea. In den Ortscastellen der Eingeborenen in Deutsch-Neu-Guinea findet eine Weihe der Jünglinge statt, die in die Zahl der Männer aufgenommen werden sollen. Wie Vater Schmidt diese Zeremonie in der Monatschrift „Anthropos“ beschreibt, versammeln sich am Vorabend des Weibetags die Jünglinge nach Sonnenuntergang am Meeresufer, nehmen ein Bad und trocknen den Körper am Feuer. Darauf gehen sie in zwei am Ende des Dorfes gelegene Häuser und verbringen hier die Nacht. Gegen Morgen versammeln sich die Männer des Dorfes an den beiden Gebäuden und machen Lärm mit Trommeln und Pfeifen. Die Jünglinge erheben sich von ihrem Lager und ihre Väter rufen nun den Geist Matarpon an. Jedem Jüngling wird dann ein Bate zugeteilt, der auch nach der Weihe noch ein gewisses Aufsichtsrecht über seinen Schutzbefohlenen ausübt. Die Väter führen die jungen Männer an das Geisterhaus. Hier erscheinen die Geister Wibor und Menompin, die durch verleidete Männer hergesteuert werden. Sie führen einen Tanz auf, zu dem die Jünglinge ein Lied singen. Sobald der Tanz beendet ist, nimmt der Älteste des Ortes an jedem Jüngling die Beschnidung vor. Ist das geschehen, so badet der Beschnittene im Meer. Er erhält dann die Leibbinde des Erwachsenen und wird in das Geisterhaus, das er vorher niemals betreten durfte, geführt. Im Innern des Gebäudes legt er sich zur Ruhe und verharret in schlafender Stellung bis zum Mittag. Um diese Zeit kommt ein Angehöriger des Stammes, Bindu (Hund) genannt, und legt neben jedem Jüngling einen Pfeil in den Boden. Das ist das Zeichen, daß sich alle erheben dürfen. Sie erhalten nun Nahrung und dürfen zu ihren Angehörigen zurückkehren. Der in die Reihe der Erwachsenen Aufgenommene darf nun Speer und Schild tragen und an den Kämpfen der Alten teilnehmen.

Humoristisches.

Sokjagd.

Se! Weidmannsheil! Wie stehen in Parade
Die Fuchen da so lertzenrad und Reif!
Das dürre Land glänzt fettig wie Pomade,
Wie Puder glipert drauf der erste Reif.
Wir sind am Stand. Sind abgezählt die Hasen?
Auf jede Durchschlaucht trifft ein ganzes Schod.
Wohlan! So lassen Sie zum Anfang blasen!
Doch erst am Schluß — verstanden? — kommt der Bod.

Was meint der Förster? Ob die Mausfalle
Auch eng genug? Kann, ich denke doch,
Auf dritt- und vierthals Meter schießen alle,
Und wär's auch nur in die Natur, ein Loch.
Und das genügt. Auch da bleibt nichts am Leben:
Vor lauter Wild sieht man den Wald nicht mehr.
Und treffen Serenissimus daneben,
So fällt was andres um. Viel Feind' viel Ehr'!

Dazwischen läßt sich dann gemächlich plauschen
Von Politik und was da drum und dran.
Nur heißt es immer ehrfurchtsvoll erlanzen,
Wie weit man augenblicklich gehen kann.
Zulezt betrachtet man die ganze Strecke;
Der Oberförster bringt ein Hoch zum Schluß
Und ruft begeistert: „Heil! Die größten Wöde
Schloß wieder unser Serenissimus.“

Edgar Steiger.

— Der illoyale Rehbod. Unter den Tieren des Waldes
erregte ein Rehbod allgemeinen Abscheu, weil er dem tödlichen Blei
seines Landesherrn ausgewichen war.

— Im Kriegerverein. Trotz der hohen Viersteuer ist
der größte Teil der Mitglieder befoffen — gewiß ein schönes Zeichen
deutscher Treue und Vaterlandsliebe.“ (Simplicissimus.)

Notizen.

— Woher stammt der Ausdruck „Bloc“? Die zum
politischen Stichworte gewordene Bezeichnung „Bloc“ geht auf einen
bestimmten politischen Anlaß zurück. Das deutsche Wort „Bloc“ hat
erst nach Frankreich wandern müssen, um dort als „Bloc“ seine politische
Prägung zu erfahren. In Frankreich aber hat es der jetzige Minister-
präsident Clemenceau als Stichwort in den politischen Kampf geworfen.
Und den Anlaß dazu hat ihm ein — Theaterstempel geboten. Vor
18 Jahren war es, als in der Comédie Française die erste Auf-
führung des „Thermidor“ von Sardou stattfand, eines Revolutions-
stückes, das einen Theaterstempel entfesselte, wie ihn das Theater
Nollières selten erlebt hat. Die Revolutionäre selbst waren es, die
dieses „Revolutions“stück ansprachen. Der eigentliche Leiter des
Proteststürmes war Clemenceau. Schließlich wurde die Vorstellung
abgebrochen, und am folgenden Tage wurde die Aufführung des
Stückes verboten. Das Verbot des Stückes wurde in der Depu-
tiertenkammer besprochen und dabei hielt Clemenceau eine Rede, in
der er zum erstenmal das Wort „Bloc“ in dem Sinne gebrauchte,
in dem es heute allgemein üblich geworden ist. Er sagte im Ver-
lauf seiner Rede: „Es handelt sich nicht darum, ob das Stück für
oder gegen Danton, für oder gegen Robespierre ist. Ob man es
will oder nicht, die französische Revolution ist ein Bloc, an dem
sich nicht rütteln und nicht rühren läßt. Und was unsere Ahnen
gewollt haben, wir wollen es noch.“ So stellte Clemenceau die
Revolution als ein unerlöschliches Wahrzeichen in der französi-
schen Geschichte auf, als einen „Bloc“, um den sich die republi-
kanischen Parteien scharen mühten. Das Wort hatte keine prägnante
Bedeutung erhalten und fastete von nun an den linksstehenden
Parteien an. In Deutschland ist die ursprüngliche Bedeutung
des Wortes auf dieselbe Weise fastiert worden, wie alle die
politischen Bezeichnungen, die die herrschenden Parteien entwertet
haben. Das Parlament ist bei uns eine Stätte, in der das Volk
nichts zu sagen hat, „liberal“ bedeutet bei uns einen massierten
Reaktionär, für „radikal“ halten sich die Kopya und Wiener. Und
der deutsche Bloc vollends ist die reinste Parodie auf den ursprüng-
lichen Sinn dieser Parteibezeichnung.

— Ein Schubart-Museum wurde dieser Tage in
Aalen, wo der Dichter der „Fürstengruft“ seine Kindheit und
Jugend zubrachte, eröffnet. Seine Unterbringung fand das Museum
in fünf Sälen des Rathauses, das einst ein weitbekanntes Gasthaus
war. Die Hauptbestandteile des Schubart-Museums sind aus der
Sammlung des Procuristen Jakob Schweiker in Augsburg gebildet,
der sie seiner Vaterstadt Aalen als Schenkung überwies. Die
Sammlung umfaßt gegen 350 Originalnummern, darunter des
Dichters Erstlingswerk und das schöne, vom bayerischen Hofmaler
Gittinger gemalte Selbstbild, das lange Zeit völlig unbekannt ge-
blieben war.

— Die Zukunft der „Elemente“. Prof. Ostwald,
der hervorragende Chemiker, erörterte in der Wiener „Mantia“
die Umwandlung der Elemente, die durch Ramsays Experimente
geklärt ist (Ramsay gelang es, verschiedene Elemente: Helium, Neon,
Argon aus dem Element Nadium entstehen zu lassen, während bisher
das Gesetz von der Erhaltung der Elemente galt). Ostwald nimmt
an, daß unter dem Einfluß des Nadiums die Zahl der Elemente
sich verringern werde und daß dieser Prozeß bei Entdeckung einer
noch stärkeren Energiequelle noch weiter fortschreiten könnte. Vor-
läufig werde man möglicherweise eine höhere Gruppe von Elementen
herstellen müssen.